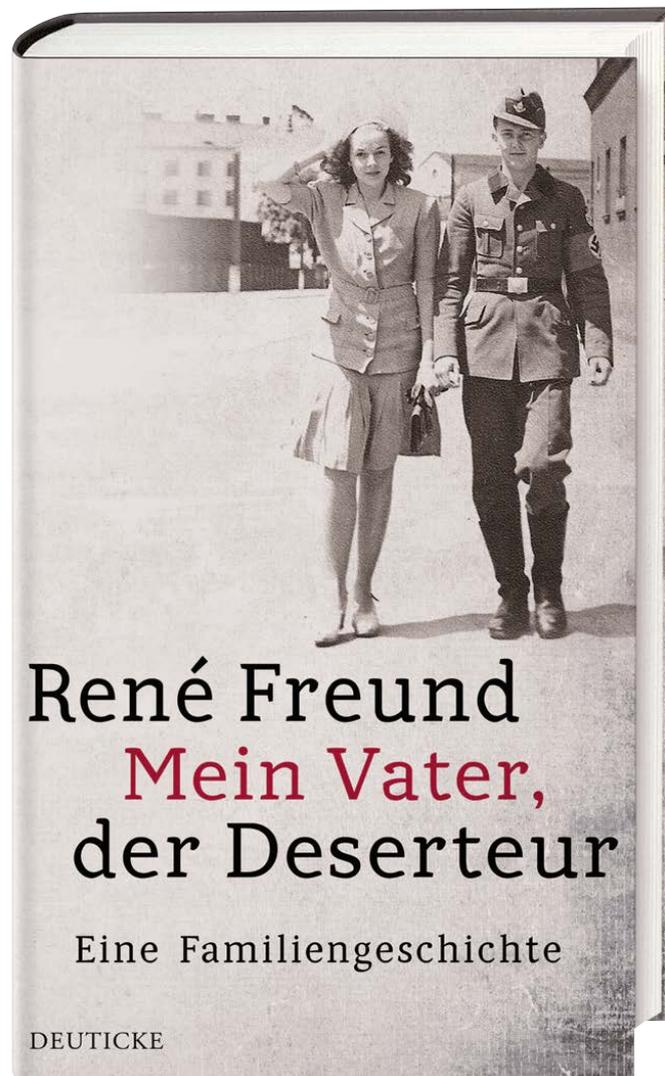


Leseprobe aus:

Rene Freund  
Mein Vater, der Deserteur



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© Deuticke im Paul Zsolnay Verlag Wien 2014







René Freund

# **Mein Vater, der Deserteur**

Eine Familiengeschichte

Deuticke

Gefördert durch das Bundesministerium für Unterricht, Kunst  
und Kultur (Staatsstipendium 2009/10) sowie durch das Land  
Oberösterreich (Adalbert-Stifter-Stipendium 2010)

1 2 3 4 5 18 17 16 15 14

ISBN 978-3-552-06256-6

Alle Rechte vorbehalten

© Deuticke im Paul Zsolnay Verlag Wien 2014

Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger, Wien

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany



**MIX**  
Papier aus verantwortungs-  
vollen Quellen  
**FSC® C006701**

## Mein Vater, der Deserteur



## Familienstellen. Ursprungsbild

Vater, dich stell ich in die Mitte. Hierher, ja. Die Mutter zu deiner Linken. Nein. Die Mutter zu deiner Rechten. Dich, meine Schwester, vor die Mutter. Ja, so ist es recht. Mich selbst vor den Vater. Das fühlt sich gut an. Du willst mich sehen, Schwester? Ich wende mich dir zu. Einen Schritt zur Seite. Besser? Gut. Wie geht es dir? Warum hat Mutter Angst? Warum ist Vater zornig? Oder ist er traurig? Fehlt hier jemand? Und du, Vater, warum stehst du neben deiner Mutter? Deine kleinen Schwestern vor dir, als wären sie deine Kinder. Stehst du gut, Mutter? Sind das Tränen in deinen Augen? Dein Vater und deine Mutter stehen hinter dir und deiner kleinen Schwester. Sie scheinen jemanden zu suchen. Und all die anderen tauchen auf aus dunklem Hintergrund, Kinder, geborene und ungeborene, Lebende und Tote, jeder sucht seinen Platz und alles kommt in Bewegung, bleibt in Bewegung, es scheint wie ein Tanz, und die einzelnen Menschen lösen sich auf in dem Ganzen, verschwinden in der Suche nach Gleichgewicht und Ordnung.

1979

Eine Frage wollte ich meinem Vater immer stellen: »Hast du einen anderen Menschen erschossen?« Ich habe es nie gewagt, meinem Vater diese Frage zu stellen. Heute ist es zu spät. Mehr als drei Jahrzehnte zu spät. Mein Vater starb, als ich zwölf war. Ich weiß noch, wie er auf dem Sofa im Wohnzimmer lag und

meiner Mutter zustöhnte: »Zweihundertfünfzig zu hundertachtzig.« Er hatte sich den Blutdruck gemessen. Er maß sich ständig den Blutdruck, um sich zu beruhigen, vielleicht auch, um sich zu beunruhigen. In seinem Kopf war eine Ader geplatzt. Aneurysma, hieß es im ärztlichen Fachjargon. Das Wort erinnerte mich zwölfjährigen Buben an den Lieblingsedelstein meiner Mineraliensammlung: Amethyst. Aneurysma war auch violett. Jedenfalls verfärbte es das Gesicht meines Vaters in der Folge violett. Aber das weiß ich nur aus den Erzählungen meiner Mutter. Ich habe meinen Vater »so« nie gesehen. Sie wollte nicht, dass ich und meine vier Jahre jüngere Schwester Natalie ihn »so« sahen. Wir sahen ihn dann nie wieder.

Der Krankenwagen kam und holte ihn ab. Da war ich schon nicht mehr dabei. Meine Mutter hat uns weggeschickt. Ich weiß auch nicht mehr, ob wir den Surbraten noch gegessen haben. Es war ein Sonntag, als das Aneurysma meines Vaters platzte. Das geschah in dem Moment, als er sich zum Backofen hinabbeugte, um nachzusehen, ob der Surbraten schon gar und knusprig war. Mein Vater hätte eigentlich gar keinen Surbraten essen sollen. Er hatte schon fünfzehn Jahre davor eine Gehirnblutung gehabt. Die Ärzte verordneten ihm Diät, Ruhe, sie gaben ihm Blutdrucksenker, Beruhigungsmittel und Aufputzmittel, damit er sich seine Befindlichkeiten einrichten konnte. Damals glaubte man noch mehr als heute an die Macht der Chemie.

**1944**

Freitag, 11. August

*18 Uhr Abschied von zu Hause, 23 Uhr Abfahrt Wien,  
Westbahnhof*

Der Krieg hat meinen Vater umgebracht, behauptet seine Schwester, meine Tante. Sie sieht ihn als Gefallenen, gestorben für Führer, Volk und Vaterland, 34 Jahre nach Kriegsende. Es waren die Entbehrungen, sagt meine Tante. Und die Angst. Mein Vater war ein unruhiger Mensch. Und er konnte keinem Genuss widerstehen. Die tägliche Rindsbouillon. Innereien. Würste. Fetttes Fleisch. Wein. Fernet. Und »Falk«, achtzig Zigaretten täglich. Und die Medikamente. Die Ärzte haben deinen Vater auch umgebracht, sagt meine Tante. Und der Krieg. Aber natürlich hat er sich selbst umgebracht, »weil es muss ja keiner«.

Muss keiner?

Mein Vater musste Soldat werden. Musste er? Geboren am 5. September 1925, erst bei der HJ, dann beim Reichsarbeitsdienst, ein großer, schlanker, blauäugiger Junge. Vier Tage vor seinem vierzehnten Geburtstag konnte dieser hübsche Junge im Radio Adolf Hitlers Worte hören: »Seit 5.45 Uhr wird jetzt zurückgeschossen.« Jene Umkehrung der Tatsachen, die den verheerendsten Krieg der Menschheitsgeschichte einleitete. Zur Ausbildung eingezogen 1943, mit achtzehn Jahren. An die Front geschickt im August 1944. Zwischen Musterungspapieren und Marschbefehlen finde ich ein Gedicht, das er von seiner Mutter zum Abschied bekommen hat. Schon deren Vater war Dichter gewesen. Offensichtlich hat man in diesem Familienzweig Sorgen und Kummer stets literarisch verarbeitet. Das Gedicht

der Mutter meines Vaters ist datiert: »Wien, 30. VII. 1944«. Die Schrift ist gut zu lesen:

»Mein armer Sohn, Du musst hinaus  
Ins Feindesland, ins Schlachtgebraus.  
Doch orgelt wild der Tod Dir dort sein Lied,  
So denk daran, dass irgendwie Dein Vater mit Dir zieht.  
Er, der den Tod schon überwunden,  
Er ist bei Dir in jenen Stunden,  
Er wird mit seinem Rat Dir gegenwärtig sein.  
Lass Deines Vaters Stimme bei Dir ein.  
Du weißt, was er einst fühlte und auch litt,  
An seiner Bürde trägst auch Du noch mit.



Gymnasiast  
Gerhard Freund

Ringst Du blutig um Dein Leben,  
Möge Gott Gelingen geben!  
Und Du weißt den Sinn zu deuten,  
Um Dein Menschtum musst Du streiten!  
Sieg ist, was Du selbst Dir abgerungen!  
Deiner Eltern Liebe hält Dich eng umschlungen!

Gedenke auch Du öfter Deiner  
Mutter –«

## 2010

Die Internet-Plattform WikiLeaks veröffentlicht geheime Dokumente über amerikanische Kriegsverbrechen im Irak. Die Weltöffentlichkeit scheint überrascht. Ich greife wie so oft in das Regal hinter mir und nehme einen Band der zehnteiligen Werkausgabe von Kurt Tucholsky zur Hand. Tucholsky hat immer schon alles gewusst.

In Erinnerung an den Ersten Weltkrieg und als Warnung vor dem Zweiten schrieb Kurt Tucholsky in der Glosse »Der bewachte Kriegsschauplatz« die berühmt gewordenen Sätze: »Da gab es vier Jahre lang ganze Quadratmeilen Landes, auf denen war der Mord obligatorisch, während er eine halbe Stunde davon entfernt ebenso streng verboten war. Sagte ich: Mord? Natürlich Mord. Soldaten sind Mörder.«

Dieser Satz »Soldaten sind Mörder« des ehemaligen Soldaten Tucholsky führte nicht nur 1931 zu einem Prozess, er beschäftigte so oder in Abwandlungen die bundesdeutschen Gerichte bis in die neunziger Jahre. Ich fand diesen Satz immer unbestechlich richtig, einleuchtend und wahr. Doch mein von

meinem Vater geprägter Pazifismus, später weiter geschult und bestärkt durch Erich Kästner, Alfred Polgar, Karl Kraus, Konstantin Wecker, Werner Schneyder, hat für mich in den letzten Jahren an Strahlkraft verloren. Ist es mein Verdacht, dass Österreichs bedingungsloser Glaube an die Neutralität mehr mit Provinzialismus als mit Pazifismus zu tun hat? Wie war das im jugoslawischen Bürgerkrieg? Wie war das mit dem Massaker von Srebrenica, wo Tausende Menschen abgeschlachtet wurden? Soll man Gewalt dulden und die Verbrecher walten lassen? Andererseits: Ist nicht das Wort »Kriegsverbrechen« selbst ein Verbrechen? Bedeutet es nicht, dass es einen Krieg gibt, der kein Verbrechen ist?

Hatte nicht Benjamin Franklin die Sache ein für alle Mal geklärt, als er sagte: »There never was a god war or a bad peace.« Heute werden für Kriege »humanitäre« Gründe vorgeschützt, um die wirtschaftlichen Interessen zu verschleiern. Der brutale Einsatz modernster Waffen in entlegenen afghanischen Bergregionen soll die Welt vom Terrorismus befreien und führt zu dessen Verstärkung. Oder ein paar Jahre vorher: Wer außer ein paar willfähigen Journalisten glaubte tatsächlich an irakische Massenvernichtungswaffen? George Bush selbst wohl am allerwenigsten. Und wer konnte tatsächlich überrascht sein von der via Internet verbreiteten Entdeckung, wonach Krieg eine schmutzige Sache sei? Tausende Zivilisten wurden von überforderten Soldaten über den Haufen geschossen. Es gab systematische, vom Präsidenten selbst angeordnete Folter. Das Bild vom amerikanischen Helden als Behüter der Freiheit hat zuerst in Vietnam, danach im Irak schlimme Kratzer bekommen. Auch Rückschlüsse auf die Vergangenheit durften nun gezogen werden. Man wusste, auch amerikanische Soldaten hatten sich während des Zweiten Weltkriegs diverser Kriegsverbrechen

schuldig gemacht. Über das Ausmaß dieser Kriegsverbrechen hat bisher keiner so offen geschrieben wie der britische Historiker Antony Beevor in seinem monumentalen Werk »D-Day. Die Schlacht um die Normandie« (2010). Ich werde darauf zurückkommen.

Im Grunde geht es um die Frage, ob der Zweck die Mittel heiligt. Darf ein Geheimdienst Terroristen foltern, um unschuldige Menschen vor Attentaten zu bewahren? Ab wann ist es legitim zu töten? War Stauffenberg ein Held? Und Saddams Henker? Kann es moralisch richtig sein zu töten? Darf man töten, wenn es befohlen wird? Zielt nicht jede militärische Ausbildung auf die Umkehrung des fünften Gebots? Im Zweiten Weltkrieg traf das sicher auf alle Armeen zu: »Du sollst töten!« Die alliierten Soldaten konnten und können sich immerhin darauf berufen, den »richtigen« Feind gehabt zu haben. Das Gefühl, für die rechte Sache zu kämpfen, hatten die GIs im Irak oder in Afghanistan offensichtlich nicht. 2012 starben mehr Soldaten der US-Armee durch Selbstmord als im Kampfeinsatz.

Im Dokumentarfilm »The Fog of War« kommt der US-Stabs-offizier und spätere Außenminister Robert McNamara zu manch später Einsicht. McNamara, der im Zweiten Weltkrieg mathematische Modelle für die möglichst zerstörerische Bombardierung japanischer Städte entwickelte und für den Tod von rund einer Million Zivilisten mitverantwortlich ist, bekannte offen, die USA hätten sich verhalten wie Kriegsverbrecher – und hätten sie den Krieg verloren, hätte man ihnen den Prozess gemacht. Aber, so lautete ein Leitsatz McNamaras: »Um Gutes zu tun, kann es notwendig sein, sich auf das Böse einzulassen.« Das ist genau die Frage nach dem Zweck und den Mitteln.

Der Schriftsteller Doron Rabinovici erzählt mir bei einer Begegnung, er sei kein Pazifist, sei nie Pazifist gewesen. »Die Sätze

›Nie wieder Krieg‹ und ›Nie wieder Auschwitz‹ widersprechen einander«, sagt er. Das kann ich nur so stehen lassen.

Was wäre gewesen, wenn man die Welt Adolf Hitler und seinen Erben überlassen hätte? Man hätte das millionenfache Morden geduldet. Toleriert. Gesagt: Macht nur weiter, wir finden das vielleicht nicht schön, aber wir lassen euch in Ruhe. Können solcherart Pazifisten zu Mördern werden? Ist es nicht legitim, für die Freiheit zu kämpfen? »Im Alter werden die Huren fromm«, soll Axel Springer einmal gesagt haben. Und die Pazifisten nachdenklich.

## 1985

Als ich achtzehn war, lagen die Antworten viel klarer vor mir: »Soldaten sind Mörder.« Ich hatte meinen Tucholsky gelesen. Als ich den Einberufungsbefehl zur Stellungskommission des österreichischen Bundesheers bekam, empfand ich das als eine Art Todesurteil. Ich wollte untauglich sein, weshalb ich vor den ärztlichen Tests Unmengen Kaffee trank und wie ein Verrückter rauchte, was auf meine gute Gesamtverfassung keinerlei Auswirkungen hatte. Bei den psychologischen Tests stellte ich mich blöd, das aber mit so wenig Intelligenz, dass mir der Militärpsychiater draufkam.

Ich landete also Monate später vor der Zivildienstprüfungskommission. Um den Wehersatzdienst zu leisten, musste man damals eine Gewissensprüfung über sich ergehen lassen. Ich hatte gehört, dort würden Fragen gestellt wie: »Sie gehen mit Ihrer Freundin im Wald spazieren. Plötzlich wird Ihre Freundin von einem Gewalttäter attackiert. Was machen Sie?« Diese Fragestellung ist nicht legitim, hörte ich mich antworten, denn

private Notwehr kann nicht mit militärischen Befehlsstrukturen verglichen werden und Waffengewalt nicht mit sportlichen Techniken zur Selbstverteidigung, ebenso wenig wie Sie einen Boxkampf mit dem atomaren Overkill vergleichen können. Overkill, das war ein Wort der achtziger Jahre. Es bedeutete, dass sich die Menschheit dank ausgefeilter Waffensysteme unzählige Male selbst vernichten konnte. Das trifft heute immer noch zu, aber Overkill sagt man nicht mehr. Überhaupt kam ich nicht dazu, meine großartigen Antworten zu geben. Der Vorsitzende der Zivildienstprüfungskommission fragte mich, ob ich der Sohn von Gerhard Freund sei. Als ich das bejahte, begann er von meinem Vater zu schwärmen, der habe sich noch was getraut als Fernsehdirektor, denken Sie nur an den »Herrn Karl« vom Qualtinger, überhaupt sei er ein so sympathischer und engagierter und volksnaher Fernsehdirektor gewesen, heute gebe es das ja alles nicht mehr, und erst die Sendungen, die man damals gemacht habe, und unter welchen Umständen diese Sendungen zustande gekommen seien! Der Vorsitzende zitierte Beispiele, ich weiß bis heute nicht, warum er sich so gut auskannte, vielleicht war er einfach ein begeisterter Fernsehzuschauer. Nach einem zehnminütigen Monolog fragte er mich, ob ich noch etwas sagen wolle. Ich überlegte, denn ich hätte gerne mit den Herren diskutiert. Mich beschäftigte die Frage, ob Notwehr gegen äußere Gewalt legitim ist und unter welchen Umständen diese Gegengewalt organisiert werden darf oder muss. Gut, unterbrach der Vorsitzende mein Schweigen, ich glaube, es ist gut gelaufen für Sie, Sie werden schriftlich verständigt. Und wie Sie Ihrem Herrn Vater ähnlich sehen! So hat mich mein Vater, der Soldat, vor dem Dienst mit der Waffe gerettet.

1944

Samstag, 12. August

*15 Uhr Ankunft in Straßburg, Abfahrt nach Zabern, von dort um 23 Uhr Abfahrt nach Metz. Kein Fahrplan mehr, Chaos auf den Bahnlinsen, äußerlich normales Leben.*

Mein Vater schrieb: Strassburg und aeusserlich, denn die französische oder amerikanische Schreibmaschine, auf der er sein Kriegstagebuch tippte, verfügte weder über ein scharfes S noch über Umlaute. Sonst schrieb er ein fehlerfreies Deutsch, was für einen Kriegsmaturanten nicht selbstverständlich war. Er war das älteste von drei Geschwistern, der einzige Sohn, Mutters Augensterne. Man lebte zwar zu fünft in »Zimmer, Küche, Kabinett« in Wien-Meidling, aber man hielt etwas auf Kultur. Vater Maximilian Freund war Lehrer, bis ihn die Nazis aufgrund dunkler Stellen im Ariernachweis seines Postens enthoben, wonach er sehr schnell starb, keine 54 Jahre alt, an einer Lungenentzündung. Das Penicillin war damals bereits erfunden, aber im Deutschen Reich nicht erhältlich. Mutter Mechtilde lernte mit den Kindern Gedichte, die deutschen Klassiker, besonders Schiller.

Sonntag, 13., Montag, 14. August

*In Metz. Stadt ohne Zivil, Waffenschule, über 50 Kasernen, Bombardement, Bahnhof getroffen, den wir eine Viertelstunde vorher verlassen hatten. Sonst sehr unterhaltlich. Montag abends Abfahrt nach Paris. Wir erwischten den letzten Zug. Leider? Gott sei Dank?*

*Bild rechte Seite: Die erste Seite von Vaters Kriegstagebuch*

Freitag, 11. August, 1944

18 Uhr Abschied von zu Hause, 23 Uhr Abfahrt Wien, Westbahnhof.

Samstag, 12. 15 Uhr Ankunft in Strassburg, Abfahrt nach Zabern, von dort um 23 Uhr Abfahrt nach Metz. Kein Fahrplan mehr, Chass auf dem Bahnhöfen, ausserlich normales Leben.

Samstag, 13. In Metz. Stadt ohne Zivil, Waffenschule, ueber 50 Kasernen, Bombardement, Bahnhof getroffen, den wir eine Viertelstunde vorher verlassen hatten. Sonst sehr untermaltlich. Montag abends Abfahrt nach Paris. Wir erwischten den letzten Zug. Leider! Gott sei Dank!

Dienstag, 15. Abenteuerliche Fahrt. Jagdbomberangriffe, wir liegen mehr neben dem Zug in Gelände als wir fahren, waehrend der Luftangriffe werden wir mehrmals von Partisanen beschossen, ein Wunder, dass niemand verletzt wird. Nachts wandern wir ueber eine Bombentrichter besetzte Strasse, um eine zerstoeerte Bruecke zu umgehen. Der Weg ist so schmal und halbsbrecherisch, dass die Herren Offiziere ihr Gepaeck zuruecklassen mussten. Draussen wartet ein leerer Zug auf uns und den Rest der Nacht verbringen wir zu dritt in einem Abteil erster Klasse und schlafen durch bis Paris. Die Zeichen des Krieges, die wir waehrend der ganzen Fahrt beobachten konnten, nehmen hier wieder ab.

Mittwoch, 16. Ankunft in Paris am Gar del'Est, von dort nach Gar du Nord zur Unterkunft. Wir besuchen Notre Dame, alles zu Fuss, da erstens Verkehrs- und zweitens Zahlungsmittel knapp sind. Auf der Frontleitstelle weiss man nicht mehr wie die Front verlaeuft, nur eines ist sicher, naemlich, dass unsere Einheit eingeschlossen ist. Unser "Transportuehrer", ein Unteroffizier wie wir alle, nur hat er die Reisepapiere faest den heroischen Entschluss, auf einem LKW in den Kessel einzusickern.

Donnerstag, 17. Nach einem Tag planlosen Herumwanderns in der Stadt, besuchen wir abends die Bar in der Rue de la Michodiere. Ein wunderbarer Abend, "Papa" und ich beschliessen endgueltig, nicht einzusickern. Einheiten kommen von der Front und sammeln sich hier, um sinnlos weiterzuerbrauen Richtung Deutschland, bunt zusammengewuefelt ohne ~~Zueck~~ Ruecksicht auf Truppenteil. Als wir zu sechst nachts von der Bar auf gut Glueck dem Nordbahnhof zusteuern - keiner kennt sich in Paris aus, geschweige denn bei Nacht - ist die Hoelle los. Hauser brennen, Feuerwehreinhalte, Maschinengewehrgeknatter, Revolverversuche, Zivilisten gehen nur mit Haenden hoch, und wir schleichen uns an Hauserwaenden entlang weiter. Endlich finden wir den Nordbahnhof, und 30 Sekunden, nachdem wir den Eingang durchschritten haben, praezelt eine Maschinengewehr garbe hindurch. Die halbe Nacht wird der Bahnhof von Haus gegenueber aus unter Feuer gehalten, aber wir kuennen uns nicht darum, ein paar Haeren liegen im Hof und schliessen zurueck und der junge Leutnant, der sie fuehrt, will auch uns dazu einladen, aber wir sind voll des süssen Weines, ruckeln uns auf den Betten und sagen, wir haetten keine Gewaehr. Disziplin ist nicht mehr gefragt. Nachher machen sie einen Gegenangriff, rasumen, da sie natuerlich nichts anderes finden, denn die Franzosen sind laengst weg, eine Weinstube aus und besaufen sich sinnlos. Den Rest der Nacht laden wir Verwundete ein, der Zug besteht nur aus Viehhagen mit Stroh und mitten unter den Stockmenden sitzen Miltzmaedchen, die man im letzten Augenblick noch evakuieren will. Als der Zug voll ist, werden die restlichen Verwundeten einfach auf dem Bahnsteig liegen gelassen und ich habe spaeter erfahren, dass der ganze Zug nicht mehr abgefahren ist.

Freitag, 18. Fruh ist wieder alles runig und das Leben ist anscheinend normal. Aber hier und da faellt ein Schuss aus Hauserfenstern und man spuert deutlich das Brodeln des Vulkans. Endlich ist der LKW hier und wir laden das Gepraeck auf, kurz nachher sind "Papa" und ich verschwunden und gehen auf Umwegen zur Rue de la Michodiere. Zuerst wollte man uns getrennt unterbringen, aber mein vorgesehener Quartiergeber versagte und so koame auch ich in die Rue de la Michodiere.

»Unterhaltlich«? Was war »unterhaltlich«?

Das Kriegstagebuch hat ein merkwürdiges Format. Nicht A3, nicht A4. Etwas dazwischen. Das Papier ist dünn wie Zigarettenpapier. Ich wundere mich, dass es nicht längst zu Staub zerfallen ist. Ich kann mich nicht erinnern, wie das Kriegstagebuch in meine Hände gekommen ist. Hat es mir mein Vater seinerzeit zu lesen gegeben? Möglich. Habe ich es in irgendeiner Lade in meinem Elternhaus gefunden, zufällig? Auch möglich. Außer mir kennt niemand in der Familie das Kriegstagebuch. Es ist eine Entdeckung.

Dienstag, 15. August

*Abenteuerliche Fahrt. Jagdbomberangriffe, wir liegen mehr neben dem Zug im Gelände als wir fahren. Während der Luftangriffe werden wir mehrmals von Partisanen beschossen, ein Wunder, dass niemand verletzt wird. Nachts wandern wir über eine Bombentrichter besäte Straße, um eine zerstörte Brücke zu umgehen. Der Weg ist so schmal und halsbrecherisch, dass die Herren Offiziere ihr Gepäck zurücklassen müssen. Drüben wartet ein leerer Zug auf uns und den Rest der Nacht verbringen wir zu dritt in einem Abteil erster Klasse und schlafen durch bis Paris. Die Zeichen des Krieges, die wir während der ganzen Fahrt beobachten konnten, nehmen hier wieder ab.*

Wovon die einfachen Wehrmachtssoldaten nichts wussten: Am selben Tag, dem 15. August 1944, trat die Pariser Polizei in den Streik. Die Polizisten weigerten sich, die Ordnung für die deutsche Besatzungsmacht aufrechtzuerhalten. Die alliierten Truppen, die am 6. Juni 1944 in der Normandie gelandet waren, standen vor den Toren der Stadt.

Am selben 15. August – den Hitler als »schlimmsten Tag seines Lebens« bezeichnete – landeten die Alliierten in Südfrankreich. Das besetzte Frankreich war für die Nazis so gut wie verloren. Die Widerstandskämpfer in Paris bewaffneten sich und kamen aus ihren Verstecken. In der Stadt herrschte Chaos, und mitten hinein fuhr, schlafend, mein Vater.

## 1983

Meine Mutter macht die besten Wiener Schnitzel der Welt. Sie sind eher untypisch, das Fleisch dick geschnitten und nicht geklopft, die Panier fest angedrückt, ohne Luftblasen und Wölbungen, in Schweineschmalz nicht golden, sondern dunkelbraun herausgebacken. So etwas prägt.

Nach den sonntäglichen Wiener Schnitzeln fuhren wir gelegentlich zum Hietzinger Friedhof, um das Grab meines Vaters zu besuchen. Ich war ein Halbwüchsiger von vielleicht fünfzehn oder sechzehn Jahren. Rebellisch pubertiert habe ich nie. Nach dem Tod meines Vaters nahm ich seinen Platz bei Tisch ein, was meine Mutter seltsamerweise zuließ. Während des Frühstücks vor der Schule las ich die »Süddeutsche Zeitung« oder hörte eine Symphonie von Beethoven, Karajan und die Berliner Philharmoniker. Ich trank Tee mit Milch, wie es mein Vater getan hatte, und in die Schule ging ich wie ins Büro.

Bei den Mittagessen am Sonntag war stets meine Großmutter anwesend, die Mutter meiner Mutter, Mummy genannt. Sie war damals schon über achtzig Jahre alt, bewohnte ein Haus in Salmannsdorf, dem Villenviertel eines Wiener Nobelbezirks. Das geografische, politische und soziale Gegenteil von Meidling, wo mein Vater aufgewachsen war. Mummy schminkte sich jeden

Tag und legte die große Garderobe an, auch wenn sie nur den Briefträger sah. »Man darf sich niemals gehenlassen«, so lautete ihr ehernes Lebensmotto, und ich musste oft daran denken, als ihr Geist sie später im Stich ließ und sie gezwungen war, sich gehenzulassen.

Jedes Mal, wenn wir zum Grab meines Vaters gingen, schnitzelgesättigt, blieb meine Großmutter am Weg vor einer Marmorgruft stehen, um ein Gebet zu sprechen. Auf dem Grabstein stand: »Bundeskanzler Dr. Engelbert Dollfuß geb. 1892 gest. 1934«.

Erst als unser Geschichtsunterricht allmählich die Habsburger und Napoleon hinter sich zu lassen begann, lernte ich, dass es sich um den Anführer des Austrofaschismus handelte, jenen Mann, der die Demokratie in Österreich ausgeschaltet und 1934 das Bundesheer gegen die Sozialdemokraten mobilisiert hatte. Und der im selben Jahr von einem Nazi erschossen worden war. Eines Tages fragte ich meine Großmutter – die Scheu, solche Fragen zu stellen, überspringt wie viele Konflikte und Ängste eine Generation –, warum sie am Grab eines Mannes betete, der einen Bürgerkrieg verschuldet hatte. Der auf Arbeiter und Sozialisten hatte schießen lassen.